

# Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch H. e. n. R a u m a n n's Buchhandlung in Dresden.  
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräßner, 678-10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelber sind zu adressiren: Rev. E. J. Jäfel, Milwaukee, Wis.

21. Jahrg. No. 14.

Milwaukee, Wis., den 15. März 1886.

Lauf. No. 526.

**Inhalt.** — Ein papistisches Glaubensbekenntnis aus neuester Zeit. — Die Großmagd. — Zeitfunden. — Einiges über Schmuck und Zier unserer Kirchen und ihrer Geräthe. — Wer weiß, wie nahe mir mein Ende. — Heiden und Heidenchristen. — Kürzere Nachrichten. — Büchertisch. — Ordination. — Quittungen. —

## Ein papistisches Glaubensbekenntnis aus neuester Zeit.

In Spanien ist vor einigen Monaten ein gewisser Benito Rodrigo del Valle, der seiner Zeit von der römischen Kirche ausgegangen war und darauf als „evangelischer Prediger“ gewirkt hatte, wieder öffentlich zum Papsttum übergetreten, und das „Boletín Oficial Eclesiástico“ vom 5. November v. J. bringt einen ausführlichen Bericht über seine feierliche Abschwörung und Rückkehr in die römisch-katholische Kirche. Bei dieser Gelegenheit hat der arme Mensch vor den in einer Kapelle zu Miraflores de Palo, einer Vorstadt von Malaga, versammelten Würdenträgern der römischen Klerisei ein ausführliches schriftliches Bekenntnis vorgelesen, dessen Wortlaut die „Revista Cristiana“ zum Abdruck bringt, und wir geben dies Schriftstück als ein papistisches Glaubensbekenntnis aus neuester Zeit zur Bestätigung und Erweiterung dessen, was wir kürzlich unsern Lesern über die Irrlehren des Papsttums mitgeteilt haben, hier in deutscher Uebersetzung wieder. Es lautet:

„An den ausgezeichneten und durchlauchtigen Herrn Bischof von Malaga.

Ich, Benito Rodrigo del Valle, Priarist, liege hier in Gegenwart des Herrn und vor Euch, dem hochwürdigen Nachfolger der Apostel und angesichts der ganzen Welt, und erkläre feierlich, daß ich glaube und bekenne alles, was die heilige Mutter, die katholische, apostolische römische Kirche glaubt und bekennt, deren unfehlbaren Lehren ich mich aufs neue ganz frei und aus eigenem Antrieb unterwerfe. Ebenso verwerfe ich von ganzem Herzen und verdamme mit ganzer Seele alle die Irrtümer und Lehren, welche sie verwirft und verdammt, besonders den Protestantismus, als dessen Anhänger ich zu meinem Unglück als evangelischer Pastor lange Zeit hindurch gelebt habe. Ich erkläre also, daß die übel so genannte Civil-Ehe unter den Katholiken ein wahres Concubinat ist, bei solchen, die in Kirchenämtern stehen, eine frevelhafte Schändung des Heiligtums, und folglich eine Verleugnung der christlichen Familie, etwas, das zur Zerrüttung guter Sitten gereicht. Ich verwerfe jede Gemeinschaft, sei

sie öffentlich oder heimlich, die im Widerstreit steht zum heiligen Stuhl und entgegen den geistlichen und zeitlichen Mitteln, deren derselbe benöthigt ist zur Erfüllung seiner göttlichen Sendung.

Ich glaube fest und erkläre auf Grund selbsteigener Erfahrung, daß es keine andre Autorität und keine unfehlbare Lehrmeisterin in der Auslegung der heiligen Schrift giebt, als die katholische, apostolische römische Kirche, außer welcher nur der Geist des Einzelnen statt hat und haben kann, der zu seinen eigenen Vernunftfolgerungen und nothwendig zu schredlicher Verwirrung und, was schlimmer ist, zur Keugnung der Göttlichkeit der heiligen Bücher führt; daß das Sakrament der Beichte, wie sie unsere heilige Mutter, die Kirche lehrt und übt, eins der sieben Sakramente ist, die unser Herr Jesus Christus eingesetzt hat, und daß jede andre Beichte, welche die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts, die in Wahrheit Verderber der Religion unserer Väter und Verführer zu Unwissenheit und Unglauben waren, gelehrt haben, ein Greuel und eine lächerliche Possen ist. Ich glaube, daß in der heiligen Messe ein wahres und wirkliches Opfer dargebracht wird, und daß dasselbe Geltung hat für die Lebendigen und die Todten; daß in dem erhabenen Sakrament des h. Abendmahls wirklich, wahrhaft und wesentlich gegenwärtig sei der Leib und das Blut unsers Herrn Jesu Christi; daß in der katholischen Kirche vorhanden sei ein unschätzbare Schatz des Ablasses, welcher besteht in den unendlichen Verdiensten unsers Herrn Jesu Christi, der unbefleckten Maria, allezeit Jungfrau, und aller Heiligen, und daß dieser Ablass uns freimacht von Schuld und verdienter Strafe unserer Sünden; daß nicht abgöttisch, eitel und abergläubisch ist der Dienst, welcher in der Kirche der allerheiligsten Maria und allen Heiligen gewidmet wird. Ich erkläre und bekenne gegenüber dem, was die Sekten der fälschlich sogenannten Reformation erklären und bekennen, daß der Mensch nicht selig wird allein durch den Glauben, sondern daß der Glaube ohne Werke todt ist, wie der Apostel Jakobus sagt. Und endlich glaube und bekenne ich, daß der römische Bischof, der Stellvertreter Jesu Christi auf Erden, die höchste Ehre und das oberste Richteramt in der ganzen katholischen Kirche hat, und daß er, wenn er ex cathedra bestimmt, unfehlbar ist.

Hier, ausgezeichnete und durchlauchtige Herr, würde ich schließen, wenn nicht mein Herz, erfüllt von heiliger Freude und tiefer Dankbarkeit, mich dränge, in diesen feierlichen Augenblicken eine Erklärung abzugeben, von der ich wünschte, daß sie tief in die verwirrten Herzen dringen möchte; es ist die, daß ich niemals

aufgehört habe zu glauben an das Geheimnis der unbefleckten Empfängnis, indem ich, auch mitten in meinem Irrsal, sie immer geliebt habe und in meinen häufigen Predigten die, welche mir unglücklicherweise folgten, ermahnt habe, sie zu lieben. Sie ist meine Fürsprecherin, meine Beschützerin gewesen, der Anker meiner Errettung, und die mich ohne Zweifel zu Euren Füßen, ausgezeichnete und erlauchteste Herr, geführt hat; weshalb ich auch verspreche, mein Leben zu weihen, wie ich es jetzt mit der That weihe, der Förderung und Vermehrung des frommen Dienstes der Maria und des geheiligten Herzens ihres göttlichen Sohnes. Ich thue der ganzen katholischen Welt zu wissen, daß ich aufrichtig betrübt bin darüber, daß ich der Begründer der falschen Lehren in dem hervorragend katholischen Salamanca gewesen bin und die Gewissen einiger benachbarter Dörfer zerrüttet habe. Ich weine bittere Thränen um alle, die in der Gegend von Villaseca um meinewilligen sich von den Lehren der Kirche abgefordert haben, wie auch um die, welche in Malaga meiner durch Sünden aller Art befleckten Stimme zuhörten; sie alle bitte ich demüthig und unterwürfig um Verzeihung in der Hoffnung, daß sie mir dieselbe gewähren, als Dank wofür ich den Herrn aller Barmherzigkeit bitten werde, daß er sich ihrer erbarme, wie er sich mein erbarmt hat. Auch werde ich meine Gebete zum Himmel erheben für die unschuldigen Kinder, welche die evangelischen Schulen besucht haben, daß doch in ihrem zarten Herzen auch nicht die Spur von Trug und Irrtum zurückbleibe.

Endlich, ausgezeichnete und durchlauchtigste Herr, will ich erklärt haben, daß ich in keiner Weise von dem Protestantismus ausgestoßen oder ausgeschlossen worden bin, sondern freiwillig und aus eigenem Antriebe, überzeugt von seinen Irrthümern und unter der Führung und dem Beistand der Gnade des Herrn ihn verlassen habe zum Besten meiner Seele und zur Ruhe meines Gewissens. Möchte es dem Himmel gefallen, daß mein geringes Beispiel denen, welche leider in den Schatten des Irrthums und des Todes leben, zu einem Sporn diene, und daß sie, dem Pfade der Wahrheit und der Reue folgend, erkennen, daß außer der katholischen, apostolischen römischen Kirche kein Heil ist.“

Damit ist das eigentliche Bekenntnis zu Ende; es folgen nun noch Dankausagen an den Bischof und an die Jesuiten-Patres, unter deren Anleitung der Patient seinen Wiedereintritt in das Papsttum vollzogen hatte.

Fragen wir zunächst, was von diesem Don Benito Rodrigo del Valle zu halten sei, so steht aus seinen eigenen Worten dies e i n e fest, daß er nur ein „übel

und fälschlich sogenannter“ evangelischer Pastor gewesen ist. Bekennt er doch, daß er stets an der Lehre von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria festgehalten habe, einer Lehre, die aus dem gögendiennerischen Treiben des papistischen Mariendienstes herausgewachsen ist und auch nicht den Schein eines Grundes in der heiligen Schrift hat. Der Mensch hat, wenn er es mit diesem seinem Bekenntnis wirklich ehrlich meint, nie auch nur so viel Erkenntnis der evangelischen Lehre gehabt, wie sie unsere Kinder aus dem Kleinen Katechismus haben. Wenn also die Papisten mit dieser Bekehrung und Rückkehr eines „evangelischen Pastors“ zur römischen Kirche ein großes Wesen machen, so thun sie das mit Unrecht; denn es gilt vielmehr von diesem Menschen das Wort: „Sie sind von uns ausgegangen, denn sie waren nicht von uns.“

Sehen wir aber weiter zu, welches die Hauptstücke dieses Bekenntnisses sind, so finden wir neben wiederholter Verurteilung der Reformation, die ja freilich dem Papst ein Gift und eine Pestilenz geworden ist, folgende Stücke, die uns hier nicht zum erstenmal entgegentreten. Da haben wir eine Lobpreisung des Messopfers, davon wir in voriger Nummer gehandelt haben. Da haben wir weiter den Irrtum, daß die Römische Kirche die einzige zuverlässige Auslegerin der heiligen Schrift sei und jede andere Auslegung nothwendig zu greulicher Verwirrung und Verleugnung der Wahrheit führe. Da haben wir ein Bekenntnis zum Ablass aus den Verdiensten auch der Heiligen, dadurch eine Befreiung von Schuld und Strafe der Sünden soll gewirkt werden, dieser lästerlichen Herabwürdigung des allerheiligsten vollgültigen Versöhnungswerkes unsers einigen Heilandes Jesu Christi. Da haben wir ein Bekenntnis zu den sieben Sakramenten des Papsttums, besonders zu der papistischen D h r e n b e i c h t e, die Gott nirgends befohlen, noch weniger als ein Sakrament eingesetzt hat, sondern die eine Erfindung des Papsttums ist zur Knechtung der armen Gewissen, während hingegen die evangelische Beichte und Absolution, die nichts anderes ist als der Gebrauch der Schlüssel, die Christus seiner Kirche gegeben hat, verworfen und als eine eitle Possen bezeichnet wird. Da haben wir ferner ein Bekenntnis zu der abgöttischen A n r u f u n g d e r H e i l i g e n, wie sie im Papsttum geübt wird zur Schmach des einigen Mittlers zwischen Gott und den Menschen, durch welchen wir alle Zugang haben zum Vater. Da haben wir die Verwerfung der Lehre, daß wir durch den Glauben allein selig werden, deren Verwerfung wir als den Hauptirrtum des antichristlichen Papsttums kennen. Da haben wir ein Bekenntnis zur Unfehlbarkeit des römischen Papstes. Da haben wir endlich noch die freche Behauptung, daß außer der P a p s t k i r c h e, in der alle diese Irrtümer gelehrt und geübt werden, kein Heil zu finden sei.

Was sehen wir aber aus diesem nagelneuen papistischen Glaubensbekenntnis? Das sehen wir daraus, daß die hier aufgeführten Lehren bei den Papisten auch heute noch als Hauptlehren gelten, die besonders zu betonen sind und so recht zur Uniform eines Papisten gerechnet werden, wonach sie urteilen, ob jemand zu ihnen gehört und nicht zu den „Protestanten“, daß diese Lehren bei ihnen als Unterscheidungslehren zwischen ihnen und den „Evangelischen“ angesehen werden, daß also die Papisten nach ihrem eigenen Urteil sich von uns unterscheiden durch solche Lehren ihrer Kirche, die wir nach Gottes Wort als unchristliche, gefährliche Irrlehren erkennen und verwerfen müssen. G.

## Die Großmagd.

Eine Dienstbotengeschichte.

[5. Fortsetzung.]

Als der Abend hereindämmerte, ließ der Löwenwirth, der eben eine Lampe anzünden wollte, den brennenden Fidius fallen, um einen eintretenden Gast zu begrüßen. „Na, das muß ich sagen, also doch noch am Leben! Guten Abend, Herr Busch, und schön willkommen!“

Der Erlaubauer erwiderte den Gruß mit vergnügtem Gesicht. Er hatte ein gutes Geschäft gemacht; in seiner Geldkiste befanden sich fünfhundert blanke Thaler.

In der Gaststube fand er nur wenige Gäste und lauter unbekannte Gesichter. Der Wirth wies ihn aber mit einem bedeutsamen Blick nach dem Hinterzimmer. Dort fand er seine Bankgenossen beim Hazardspiel versammelt.

Sein Eintritt erweckte einen Sturm freudiger Begrüßung. Fritz fühlte sich dadurch außerordentlich geschmeichelt und glaubte die Einladung zur Theilnahme am Spiel anständigerweise nicht ausschlagen zu können, obwohl er diese Art von Zeitvertreib bis jetzt noch nie mitgemacht hatte.

Er setzte sich mit an den Tisch. Das Glück war ihm nicht hold; er mochte die Karten wählen, wie er wollte, allemal verlor er, und schon wollte er, als dreißig Thaler hinüber waren, aufhören, als er mit einem Schläge zwölf Thaler gewann. Der zweite Satz war wieder glücklich, der dritte desgleichen: er hatte seinen Verlust wieder. Vielleicht bin ich nun im Zug, dachte er und setzte weiter. Siehe da, immer höher wuchs der Geldhaufen, den er vor sich hatte, und schon fing man an, Bemerkungen zu machen, ob er denn mit dem Bösen einen Bund habe.

Vielleicht war das auch so, wenigstens in dem Sinn, daß der Spielteufel jetzt in ihn gefahren war und ihm das Blut ins Sieden brachte. In ihm sprach: Wenn du statt fünfhundert Thaler tausend heimbrächtest, das wäre eine schöne Sache! Nun war kein Aufhören und kein Maß mehr. Er riskirte immer größere Summen, bis er zum Einsatz von hundert Thalern hinauf war, und zog damit die andern in die gleiche Hitze der Leidenschaft hinein. Das Gespräch verstummte, man hörte nur das Klappern des Geldes und die kurzen Rufe des Bankhalters.

Plötzlich schlug dem Erlaubauer das Glück um, aber sein Blut verflüht sich nicht, im Gegentheil, er mußte, mußte das Verlorene wieder haben! Wieder ein verzweifelttes, tolles Wagen, aber das Glück wollte nicht zurückkehren. Vor ihm lagen noch zweihundert Thaler. Mit nervös zuckender Hand rafft er den Rest zusammen und setzt ihn auf den grünen König — wieder verloren!

Auf der Stirn stand ihm der kalte Schweiß, seine Lippen waren blau, sein ganzer Körper bebte wie im Fieberfrost. Seiner Sinne nicht mehr mächtig sprang er auf und stürzte hinaus, nicht hörend auf die Zurufe der Freunde, kaum daß der Kellner ihn noch an seinen Hut und Mantel erinnern konnte.

Wie ein Verzweifelter stürmte er hinaus in die Nacht, in den Schneesturm. Er mußte den Heimweg zu Fuß machen — die Knechte mit den Wagen waren ja schon längst zu Hause. Noch wilder als die wirbelnden Flocken jagten sich in ihm die Gedanken, die sich unter einander verklagten und ent-

schuldigten, und die verklagenden gewannen immer mehr die Oberhand. Der Wanderer blieb plötzlich stehen und ballte die Fäuste in die Luft: „Wehe euch! Freunde wollt ihr sein? Hallunken seid ihr! Und du, Löwenwirth, sollst den Erlaubauer zum letztenmal gesehen haben!“

Der Andres entsetzte sich, als er nach dem vernommenen Pochen ans Thor seinem Herrn mit der Laterne ins Gesicht leuchtete. „Ist Ihnen was zugestoßen, Herr?“

Ohne eine Antwort zu geben stürmte der Gefragte weiter. —

Am andern Morgen wanderte ein Mann auf der Straße von Fahrenstedt nach Waltersleben dahin. Da rief es hinter ihm: „Holla, Wetter, lauf nicht so!“

Der Angerufene, der Sattlermeister Wippermann, erkannte beim Umsichblicken seinen Gevatter, den Schuhmachermeister Hageborn, und blieb stehen, bis derselbe heran war. „Wo hinaus?“ fragte er.

„Nach Waltersleben!“

„Dann haben wir einen Weg: ich will auf den Erlaubauer!“

„Ich auch, Wetter!“

„Aha, hast wohl auch Wind getrieget, daß der Erlaubauer gestern in Fahrenstedt war mit Getreide, und willst die Gelegenheit benutzen?“

„Freilich. Er hängt bei mir schon seit einem ganzen Jahr!“

„Und bei mir seit anderthalben. Es ist ein rechtes Elend mit ihm. Großthun, das versteht er aus dem Fundament, nur gegen die Rechnungen hat er eine besondere Abneigung.“

Die beiden Männer schritten scharf zu und waren nach drei Viertelstunden in Waltersleben. Aber bereits nach einer Viertelstunde sehen wir sie wieder auf der Straße, auf dem Heimweg begriffen. Sie sehen nicht so aus, als ob ihre Reise von Erfolg gekrönt wäre.

„Was machen wir nun?“ fragte Meister Wippermann. „Sollen wir uns solchen Schimpf gefallen lassen? Und solche infame Lügen dazu? Hat gestern vier Wagen voll Weizen verkauft und will heute keinen rothen Heller im Kasten haben? Nein, nun ist's aus mit meiner Geduld; ich gehe heute noch aufs Amt und verklage ihn!“

„Dann gehen wir zusammen!“ sagte der Schuster. Und sie lenkten, in der Stadt angekommen, ihre Schritte dem Amtsgebäude zu.

### Achtes Kapitel.

Wo die Eva geblieben.

In der Bäckerstraße zu Fahrenstedt, da, wo es nach dem Markt herumgeht, steht ein kleines, schmuckes Häuslein mit grünen Fensterläden und einem hochstämmigen Weinstock, der die Fenster des Oberstocks mit seinem grünen Laub fast zudeckte. Unten war ein Drechslerladen mit Pfeisenköpfen und dergleichen mehr, darüber stand mit großen, schwarzen Buchstaben die Firma: „Peter Krummholz.“

Der Besitzer des Hauses stand um Sylvester früh morgens in der geöffneten Ladenthür und schaute behaglich nach dem gegenüberliegenden Bäckerladen, als eine weibliche Person mit Hut und Mantel aus der Hausthür trat und ihm einen guten Morgen bot.

„Schönen Dank, Mamsell! Wo hinaus schon so früh?“

„Zu Gerichtsraths!“ war die Antwort. „Es ist heute Abend große Gesellschaft dort.“

„Na, dann machen Sie's gut!“ rief Meister Krummholz ihr nach und trat in den Laden zurück.

In diesem Augenblick erschien sein Nachbar, der Aktuarus Pfeffer, und fragte nach einer langen Pfeife.

„Auch schon so früh auf dem Posten, Herr Aktuarus?“ fragte der Meister.

„Es ist noch sehr viel zu thun heute!“ erwiderte der Gefragte. „Da heißt es, früh aus den Federn heraus, wenn man bis zum Abend fertig sein und pünktlich bei Gerichtsraths erscheinen soll.“

„Ah, Sie sind auch geladen?“

„Natürlich! Am Jahresluß sammelt der Chef alle seine Bureau-Arbeiter um sich.“

„Na, dann lassen Sie es sich wohlschmecken!“

„Daran mir's nicht fehlen — wie ich höre, Kocht ja diesmal die Mamsell, die bei Ihnen wohnt und von der man so viel Ruhmens macht. Was ist das eigentlich für eine? Ich sehe sie zum öftern auf der Straße.“

„Wissen Sie das nicht, Herr Aktuarus? Das ist ja die Eva vom Erlenhof in Walterleben, die so lange schon dem alten seligen Erlenbauer gewirthschaftet hatte und nun von dem jungen Erlenbauer schönede an die Luft gesetzt worden ist.“

„Ah so, davon habe ich gehört. Er soll ein recht unbedachter junger Mensch sein, der Erlenbauer.“

„Das ist er, und der dümmste Streich, den er begehen konnte, ist der, daß er die Eva fortgejagt hat. Von der Zeit an ist's bei ihm mit Riesenschritten bergunter gegangen. Die Eva ist eine brave, treue und gottesfürchtige Seele, so hart und eckig sie auch erscheint.“

„Aber wovon lebt sie denn nun?“

„Na, sie hat sich ja die langen Jahre her ein paar Kröten zurückgelegt, die reichen freilich zum Sattwerden nicht aus. Die neunundvierzig Thaler Zins, die ihr die Sparkasse giebt, gehen so ziemlich für Miethe und Feuerung drauf, so billig ich es ihr aus alter Freundschaft auch berechne. Aber die Eva ist ja noch gut auf dem Zeug, und das Arbeiten ist ihr auch zur zweiten Natur geworden; sie käme um, wenn sie still sitzen und die Hände in den Schooß schlagen müßte. So verdient sie sich noch etwas zu, indem sie in den vornehmsten Häusern die Kochfrau macht. — Sie hat übrigens einen Bruder in Amerika, der vor Jahren ausgewandert und drüben zu was gekommen ist. Sie wird ihn einmal beerben. Vor etlicher Zeit hat er ihr geschrieben, zum erstenmal seit langen Jahren wieder, wie sie sagt. Da schreibt er, seine Frau und seine zwei Kinder seien ihm gestorben, er habe keinen Menschen mehr und möchte am liebsten wieder in die deutsche Heimat, aber sein körperlicher Zustand dulde die Reise über das Wasser nicht mehr. Er sei schon seit Jahren leidend und werde es nicht gar lange mehr treiben. Seine Schwester solle einmal alles haben. Na, ich gönns der Eva von Herzen, wenns ihr auf ihre alten Tage noch gut ergeht, sie hats verdient.“

Der Aktuarus brachte nun den Pfeifenhandel in Richtigkeit und empfahl sich. —

Der Wächter hatte schon die dritte Morgenstunde abgeblasen, als Eva von Gerichtsraths nach Hause kam.

Sie zündete Licht an und entledigte sich ihres

Mantels, dann öffnete sie ein Packet, das sie unterm Arm getragen. Da kamen allerlei Lebensmittel und Leckereien zum Vorschein. „Es giebt doch noch gute Menschen in der Welt!“ sagte sie vor sich hin.

„Die liebe Frau Gerichtsräthin, wie sanft sie mit mir rebete, gerade als ginge ihr mein Schicksal tief zu Herzen. Und wie mütterlich sie für mich gesorgt hat, eigenhändig hat sie das alles eingepackt, sogar die Rosinen und Knackmandeln hat sie nicht vergessen. — Ah, ich kann immer noch nicht verwinden, daß ich nicht mehr auf dem Erlenhof bin; da war ich angewurzelt, da gehörte ich hin, und ich hatte gedacht, ich würde einmal da sterben und begraben werden; aber ich wäre doch recht schlecht, wenn ich dem lieben Gott nicht danken wollte für alles, was er mir in meiner Einsamkeit von Trost und Ersatz beschert.“

Sie legte sich nun zur Ruhe, faltete ihre Hände auf dem Deckbett und rebete noch lange im Gebet mit ihrem Gott, bis ihr die müden Augen zufielen.

### Neuntes Kapitel.

In welchem mit Kanonen geschossen wird.

„Guten Morgen, Herr Aktuarus! So eilig heute?“

„Guten Morgen, Meister Krummholz! Na, man hat ja das ganze Jahr über sein Päcklein Arbeit. Und gegenwärtig hat sichs noch besonders gehäuft.“

„Schön Wetter heute, Herr Aktuarus! Der April macht einen guten Anfang: kein Wölkchen am Himmel.“

„Ja, ja, Meister — — aber es stehen Gewitter am Horizont!“

„Gewitter? Sie spaßen wohl, Herr Aktuarus. Bei anderthalb Grad Wärme Gewitter?“

„Nun ja, den lieben Gott meine ich nicht, daß er uns heute zum ersten April ein Wetter schicke, sondern die Menschen meine ich — haben Sie denn noch nichts munkeln hören?“

„Munkeln? Ich bin seit vierzehn Tagen nicht von dem Bett meiner Katharine weggekommen. Sie hats wieder in den Gliedmaßen und kann sich nicht vom Fleck rühren.“

„So, so! Bedauere sehr! Na, ich fürchte, wir bekommen ein böses Jahr. Das ist ein Getuschel unter den vornehmen Herren, und schnappt man einmal ein Wörtlein auf, so riecht das nach Pulver.“

„Was? Sie meinen doch keinen Krieg?“

„Allerbings meine ich den! Ich fürchte, es wird ein böser Handel, denn es wird ein Bruderkrieg.“

„Neben Sie deutlicher, Herr Aktuarus, mir wüßts im kleinen Gedärm.“

„Hören Sie zu, Meister! Vor zwei Jahren ist's gegen Mitternacht gegangen, nun solls gegen Mittag gehen. An der Donau braut sich ein Wetter zusammen. Desterreich will mit Preußen anbinden und es auf einen Zweikampf ankommen lassen, um zu entscheiden, wer in Deutschland der Herr sei. Ah, und ich glaube, es wird bei einem Kampf zwischen den beiden Großmächten nicht bleiben; die anderen deutschen Staaten werden gleichfalls Stellung nehmen müssen. Die Süddeutschen gehen sicherlich mit Desterreich, ob aber die Norddeutschen alle mit Preußen gehen werden, ist noch sehr die Frage, Sachsen und Hannover thuns auf keinen Fall. Und wie wird es uns ergehen in unserm Herzog-

thum? Man munkelt, der alte Herzog habe sich sehr bitter gegen Preußen ausgesprochen. Geht er mit Desterreich, dann ist unser Ländchen das erste Frühstück, welches der Preuße verzehrt.“

„Herr Aktuarus, ich hoffe, Sie sehen zu schwarz!“

„Na, na, Meister, unsereins bekommt mehr zu erfahren als andere Leute. Und das ist ja mit Augen zu sehen, daß der Geldmarkt bereits arg ins Stocken gerathen ist und die nicht ganz sicher stehenden Gelder mit ängstlicher Hast eingezogen werden. Fragen Sie nur einmal auf dem Hypothekenamt nach. — Aber nun adieu, Meister, habe mich schon zu lange verweilt.“

„Gott befohlen, Herr Aktuarus, und hoffentlich haben Sie unrecht.“ —

Er hatte aber doch recht, der Herr Aktuarus Pfeffer. Zimmer dicker wurde die Luft, und bald rebete es auf allen Gassen, in allen Bierstuben von nichts weiter als vom Krieg, dessen Nähe man aus den militärischen Zurüstungen erkennen mußte. —

Der Erlenbauer wollte eines Morgens ins Feld hinaus, da trat ihm eine alte, gekrümmte Gestalt entgegen, vor welcher er erschrocken einen Schritt zurückwich.

„Guten Morgen, Herr Busch! Gut geschlafen?“

„Schönen Dank, Aaron! Ich habe eine gute Nacht gehabt, aber Ihr scheint schlecht geschlummert zu haben, denn Ihr seht sehr übermächtig drein.“

„Übermächtig? Ja, ja, junges Blut, leichtes Blut; wenn aber der Mensch kommt in die Jahre, dann schleicht es in den Adern träge und schwer. Böse Zeit, Herr Busch, sehr böse Zeit! Da heißt es: Mensch, sieh dich vor und nimm zusammen das Deine!“

Der Erlenbauer ahnte recht gut, worauf der Jude hinauswollte, und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Der Alte ging aber nicht darauf ein und sagte: „Herr Busch, ich habe auf dem Rücken meine vierundsiebzig Jahre, da kann ich nicht mehr lange stehen auf den Beinen; bin auch kein Liebhaber von langen Vorreden. Herr Busch, ich bin gekommen heraus, daß ich Ihnen will aufkündigen meine Hypothek!“

Dem Erlenbauer wollte der Athem ausgehen. Er kämpfte mit sich selbst, um den Gleichmuth zu bewahren, und sagte mit erzwungenem Lachen: „Seit wann befaßt Ihr Euch mit Scherzen und Pöffen, Aaron? Euer Ernst kann das doch unmöglich sein! Könnt Ihr Euer Geld sicherer haben als auf meinem Hof? Gibt es ein besseres Unterpfand als Grund und Boden?“

Der Jude sah den Erlenbauer mit zwinkernden Augen an. „Ja, ja, der Grund und Boden ist sicher, ist gut, aber der ihn bewirthschaftet, ist ein unsicherer Vogel. Hat er gezahlt in ruhiger Zeit keinen Zins, wie wird er zahlen, wenn die Kanonen brummen? Kurz und gut, Herr Busch, ich muß haben mein Geld!“

Jetzt legte sich der Erlenbauer aufs Flehen und Betteln. Er versprach ihm noch höheren Zins und gab ihm die Versicherung, den Zinseszest binnen vier Wochen bei Heller und Pfennig zu entrichten. Umsonst, der Alte verzog keine Miene und sagte: „Ihre Worte sind gut, Herr Busch, aber was thu ich mit den Worten? Ihre Thaten sind schlecht, und diese Thaten treten alle Abend vor mein Bett und sprechen

zu mir: „Aaron, du bist geworden ein Kind, daß du lässest dein Geld einem Windbeutel?“ Ich hab's immer gesagt, es giebt keine närrischeren Leute als die Menschen, aber Sie sind der größte Narr, den ich kenne — nehmen Sie mir nicht übel, Herr Busch!“

Dem Erlauben schwindelte es, und die Gegenstände drehten sich ihm vor den Augen. Was war das für eine Sprache? Und was war das für ein Blick, mit welchem der Jude ihn ansah? So sieht ein Mensch aus, der in seinem Entschluß feststeht und nicht mehr mit sich handeln läßt. Ehe der Erlauben noch einen Ton herausbringen konnte, hatte der Aaron ein Papier hervorgehakt und seinem Schuldner mit den Worten in die Hand gezwungen: „Hier, Herr Busch, hier haben Sie es schwarz auf weiß, es ist die Kündigung!“

Damit machte er kehrt und krückte von dannen.

(Schluß folgt.)

### Zeitsünden.

Das vierte Gebot:

Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.

Dies Gebot ist wie die andern Gebote Gottes an alle Menschen, die einst auf dem Berge Sinai feierlich wiederholt worden sind, dem Menschen ins Herz geschrieben, und auch der natürliche Mensch weiß, daß er Vater und Mutter ehren soll. Um so merkwürdiger ist es, daß selbst Christkinder, die den Katechismus gelernt haben, sich vielfach so gegen ihre Eltern betragen, als stünde ein solches Gebot weder in ihrem Herzen noch in ihrem Katechismus. Besonders in die Augen fallend ist die Mißachtung des vierten Gebots bei vielen Kindern solcher Eltern, die aus Deutschland oder anderen Ländern eingewandert sind und es sich hier redlich sauer werden lassen, ihre Kinder groß zu ziehen und in der Welt vorwärts zu bringen. Es ist ganz empörend, welche Reden man nicht selten aus dem Munde halberwachsener Burschen oder noch minderjähriger Mädchen hören muß, wenn sie sich gegen oder über ihre Eltern auslassen, gar nicht zu gedenken der Behandlung, die sie, wenn sie erst großjährig sind, den alten Eltern angedeihen lassen. Gar mancher junge Mensch würde sich die Behandlung längst nicht von seinem Lehrmeister gefallen lassen, die Vater und Mutter von ihm erfahren.

Und leider sind die Eltern an dem unehrerbietigen Betragen ihrer Kinder zum großen Theil selbst schuld. Sie sind es oft, die den Kindern die Meinung beibringen, als wären sie viel mehr als ihre Eltern. Wenn die Kinder bei Tisch über das Essen mäulen dürfen, während Vater und Mutter die Gerichte und selbst die Broden genießen, die den Herren Kindern zu schlecht sind, und Vater und Mutter ihren Gästen gegenüber in Gegenwart der Kinder förmlich groß thun damit, daß diese kein Sauerkraut mögen und die Zähne hoch heben, wenn trockene Bohnen oder Erbsen auf den Tisch kommen; wenn die Tochter auf rücksichtsvolles Bedachtsein ihrer Mutter die zarten Hände schonen und sich mit Handarbeiten beschäftigen muß, die sie der reichen Nachbarstochter nachmacht, während die Mutter am Waschbrett und über der Scheuerbürste schwitzt; wenn die Mutter mit stichtlichem Stolz im Beisein der Tochter erzählt, dieselbe habe noch nie einen Strumpf gestopft

und spiele lieber Klavier und überlasse ihr das Stopfen; wenn am Sonntagabend Vater und Mutter hinten in der Küche sitzen, als hätten sie dort Arrest, während vorne in der guten Stube der Herr Sohn und Fräulein Tochter Besuch empfangen und englisch sprechen; wenn der Vater die abgelegten Hosen des Sohnes und die Mutter ein Kleid, das der Tochter zu ordinär war, aufträgt; wenn die Mutter des Morgens aufsteht und den Kaffee kocht, während drei große Töchter geruhig und bequem in den Federn bleiben, bis alles auf dem Tisch steht; wenn für die Eltern nichts zu schlecht und gering, und für die Kinder nichts gut und vornehm genug ist, und die Eltern thatsächlich eine Beleidigung darin fühlen, daß der Pastor oder der Lehrer ihre Kinder zur Demuth und Bescheidenheit ermahnt — ist es dann groß zu verwundern, wenn die Herren Kinder eine sehr hohe Meinung von sich selber und eine sehr geringe Meinung von ihren Eltern bekommen und dieser Meinung auf mancherlei Weise Folge geben? Wenn die Eltern selber die von Gott selbst verliehene Majestät des Elternstandes geffentlich herabsetzen und die Kinder als zu höheren Dingen berechtigt behandeln, ihre Krone vom Haupte nehmen und den Kindern aufsetzen, so dürfen sie sich nicht hoch wundern, wenn die Kinder ihre Stellung verkennen und sich den Eltern gegenüber als Majestäten geberden und ihnen die gebührende Ehrerbietung versagen.

Dazu kommt aber noch eins. Viele Eltern setzen nicht nur sich selbst, sondern auch einander, der Vater die Mutter und die Mutter den Vater, in den Augen der Kinder herab. Es ist ja gewiß und wahr, daß auch wir Eltern nicht vollkommen sind, daß jeder Vater und jede Mutter mit Mängeln und Gebrechen behaftet ist, und daß Eheleute die Pflicht haben, einander Vorhalt zu thun über die Fehler und Mängel, die das Eine am Andern findet. Aber verkehrt ist es, wenn solches in Gegenwart der Kinder geschieht. Ein verständiger Fürst wird einem Beamten, an dem er etwas zu rügen findet, nicht vor dessen Untergebenen, die mit Ehrfurcht zu ihrem nächsten Vorgesetzten aufblicken sollen, eine strenge Rüge angedeihen lassen. Ein Pastor, dem die Aufsicht über die Schule anbefohlen ist, wird dem Lehrer, falls er an seiner Amtshätigkeit etwas auszufetzen findet, nicht in Gegenwart der Schüler sagen, was er ihm zu sagen hat. Warum nicht? Weil er darauf bedacht sein muß, daß das Ansehen des Lehrers bei den Schülern nicht geschädigt werde. Es wird von einem englischen König erzählt, daß er, als er einst eine Schule visitirte, damit wohl zufrieden war, daß der Lehrer in Gegenwart der Schulknaben selbst vor ihm, dem König, nicht sein Vorett vom Haupte nahm, damit nicht die so schon schwer zu bändigende Schaar sich als auf gleicher Stufe mit dem Lehrer stehend fühlen und diesem die volle Unterthänigkeit versagen möchte. Diese Rücksicht sollten auch verständige Eheleute walten lassen. Wo der Vater die Mutter, oder gar die Mutter den Vater in Gegenwart der Kinder tadelt, sei es verdientes- oder unverdientermaßen, da wird das Ansehen des getadelten Theils in den Augen der Kinder geschädigt. Ein Hausvater, der so unverständlich ist, die Hausmutter vor den Ohren der Kinder der Unwissenheit oder der Unachtsamkeit oder der Ungerechtigkeit zu zeihen, soll sich nicht wundern, wenn nachher die Kinder ihrer Mutter die gebührende Achtung und den schuldigen Gehorsam versagen. Oder darf man erwarten, die Kinder werden einer Mutter mit großer Ehrerbietung begegnen, die der Vater bei jeder Gelegenheit eine dumme Gans schilt? Gott hat es in seiner Weisheit so geordnet, daß im Hausregiment Vater und

Mutter zusammenwirken sollen, und es gilt mit Recht als eine schwere Aufgabe, wenn der Vater allein oder die Mutter allein als Witwer als Witwe der Aufzucht der Kinder vorzustehen hat. Aber die Sünde wird auch hier gar zu oft der Leute Verderben. Wie manche Mutter würde allein ihre Kinder viel besser erziehen und in den heilsamen Schranken des vierten Gebotes halten können, als neben einem unverständigen Hausvater, der nicht nur selber seiner Aufgabe nicht gewachsen ist, sondern auch die Mutter ihres mütterlichen Ansehens beraubt, daß nun die Kinder weder Vater noch Mutter ehren. Und wiederum, wie oft geschieht es, daß der Vater mit allem Ernst und aller Sorgfalt bei den Kindern nichts ausrichtet, weil die Mutter durch spize Reden und verächtliche Blicke und Geberden das Ansehen des Vaters untergräbt. Und die Erfahrung lehrt, daß derjenige Theil, der den andern in den Augen der Kinder herabsetzt, auch in der Regel sich selber um die gebührende Ehre und Achtung bringt. Der Vater der den Kindern die Mutter verächtlich macht, erntet gemeinlich selber Geringschätzung vonseiten der Kinder, und die Mutter, die mit den Kindern gemeinsam den Vater betrügt und hinter das Licht führt, macht damit sich selber in den Augen ihrer Kinder verächtlich und bindet sich Ruthe, unter denen sie noch bittere Thränen vergießen mag.

Lassen wir Eltern uns das gesagt sein! Sollen die Kinder unserer Zeit, sollen unsere Kinder fleißiger das vierte Gebot in Acht nehmen und nach demselben wandeln, so will vonnöthen sein, daß zunächst wir selber darauf bedacht seien, wie wir unsere Kinder zum Gehorsam auch gegen dies Gebot erziehen, und daß wir zu dem Ende mit aller Sorgfalt alles das vermeiden, wodurch die Krone, die Gott uns selbst aufs Haupt gesetzt hat, verunglimpft wird und wir uns selbst der Ehre begeben würden, die nach dem vierten Gebot auf Vater und Mutter ruhen soll. G.

### Einiges über Schmuck und Zier unserer Kirchen und ihrer Gerathe.

(Fortsetzung.)

Zur Ausstattung des Altars und der Kanzel gehört zunächst eine Altarbibel und eine Kanzelbibel. Auch bei der Anschaffung der Kirchenbibeln ist in erster Stelle auf den Inhalt zu achten und darauf zu sehen, daß man sich nicht eine der vielfach von unkirchlichen Buchhändlern und umherreisenden Agenten feil gebotenen Ausgaben anschaffen lasse, deren Herausgeber sich allerlei willkürliche Aenderungen im Text oder oft ganz verkehrte Zusätze, irrige Ueberschriften und dergleichen erlaubt haben. Zu empfehlen sind die Teubnerschen Bibeln und die Ausgaben der St. Louiser Bibelgesellschaft. Aber auch die äußere Ausstattung, Druck, Papier und Einband ist beim Ankauf einer Kirchenbibel nicht gleichgültig. Hat man doch schon für den Hausgebrauch gerne eine Bibel, die durch ihr Aussehen sich von anderen Büchern, die man gebraucht, auszeichnet, und besonders wo der Altar sonst mit würdigem kirchlichen Schmuck ausgestattet ist, sieht es nicht gut aus, wenn auf den schönen Altarbesetzungen eine Bibel in gewöhnlichem Schulband liegt. Man wird deshalb für Altar und Kanzel je eine Bibel mit Goldschnitt und Deckelvergoldung anschaffen. Dabei sollte man aber darauf sehen, daß die Vergoldung dem Zweck des Buches gemäß sei, daß die Altarbibel nicht aussehe wie ein Photo-

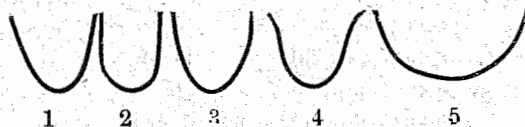
graphiealbum mit abenteuerlichen Figuren auf dem Deckel. Ein Kreuz oder ein Buch oder beides verbunden, oder eine Taube oder ein Chriſtuskopf inmitten einer in kirchlichem Stil gehaltenen Rand- oder Eckenverzierung bildet einen passenden Schmuck für den Deckel einer Kirchenbibel, und die überlieferten Schließen aus Metall geben dem Buch ein gewichtigeres Ausſehen. Da auch die ſchmuckvollen Einbände nicht immer dauerhaft ſind, ſo ſehe man zu, daß der Deckel gut am Rücken des Buchs befeſtigt ſei; auch achte man auf gutes, feſtes Papier; denn es iſt verdrücklich, wenn eine Kirchenbibel nach kurzem Gebrauch ſchon aus Rand und Band geht. Iſt aber durch langen Gebrauch eine Bibel ſo abgenutzt, ſo daß beim Aufſchlagen der Paſtor loſe Blätter in der Hand behält, oder ein Luſtzug mit dem Evangelium des Tages davoneilen könnte, ſo ſollte bei Zeiten an Erſetzung des alten Exemplars durch ein neues gedacht werden. In Rückſicht auf die Größe der Kirchenbibeln wäre zu ſagen, daß die Altarbibel größer im Format ſein mag als die Kanzelbibel, daß man aber auch dieſe nicht zu klein wählen ſollte. Wiederum ſind jedoch auch allzugroße Altarbibeln nicht zu empfehlen; denn bei der Lektion muß der Paſtor das Buch auf dem Arm halten, und bei längeren Perikopen kann ihm ein ſolch übermäßig ſchweres Buch die größte Angſt und Verlegenheit bereiten, ja wenn es ſich trifft, daß er auch noch während des Lesens ein Blatt umſchlagen muß, kann er in Gefahr kommen, die ſchwere Bibel fallen zu laſſen. Auch ſieht es, wenn nun noch der Paſtor vielleicht klein iſt, nicht gut aus, wenn er ſich unter der Laſt des allzugroßen Buches erzitternd der Gemeinde zuwendet und dann während des Lesens von Zeit zu Zeit die Bibel von einem Arm auf den andern ſchaffen muß.

Der Kirchenbibel ſollte in der äußeren Ausſtattung auch die Kirche n a g e n d e entſprechen, und die Anſchaffung einer ſchön eingebundenen Agende zum Gebrauch im öffentlichen Gottesdienſt ſollte eine Gemeinde nicht als etwas betrachten und behandeln, das der Paſtor aus eigenen Mitteln zu thun hätte. Die Agende gehört zur Einrichtung der Kirche, und die ſchmuckvolle Ausſtattung derſelben zum Schmuck der Kirche, nicht der Pfarrersbibliothek.

Endlich iſt zu empfehlen, daß die Gemeinde für vorkommende Feſtagottesdienſte auch eine für den kirchlichen Gebrauch würdig eingebundene Poſt i l l e anſchaffe, die dann ſelbſtverſtändlich als ein Stück Kirchengeneigenthum der Gemeinde verbleibt. Dieſes gilt vornehmlich von ſolchen Gemeinden, die als Filialgemeinden regelmäßige Feſtagottesdienſte, etwa einen Sonntag um den andern zu halten haben.

Auf den Altar gehören ferner für die Gottesdienſte mit Abendmahlsfeier die A b e n d m a h l s g e r ä t h e. Dieſelben ſind folgende: 1) Der Teller oder die P a t e n e, von der die Hoſtien ausgeheilt werden; 2) der K e l c h; 3) das C i b o r i u m, eine Kapſel, in welcher die Hoſtien, die nicht auf der Patene Platz finden, aufbewahrt werden; 4) die A b e n d m a h l s k a n n e, die den für die ganze Abendmahlsfeier nöthigen Wein enthält. Die erſten drei Stücke brauchen nur einfach angeſchafft zu werden; Kannen ſollten aber für eine größere Gemeinde mehrere vorhanden ſein, damit der Paſtor gleich den ganzen Bedarf an Wein conſecriren könne, ohne genöthigt zu ſein, Flaſchen auf den Altar zu ſtellen. Es verſteht ſich, daß man auch dieſe Geräthe in würdiger und zweckentſprechender Form anſchaffen wird. Da unſere Gemeinden nur in ſeltneren Fällen inſtande ſein werden,

Abendmahlsgeräthe aus gediegenem Silber zu kaufen, ſo wird man ſich nach gut plattirten Gefäßen umſehen; doch iſt es ſehr wünſchenswerth, daß wenigſtens der Kelch innen vergoldet ſei. Beim Kelch iſt auch die Form des oberen Theils, der Cuppa, von Wichtigkeit. Folgende Formen kommen vor:



Unter dieſen iſt die empfehlenswertheſte die mit 1 bezeichnete. Dieſelbe bietet die Vortheile, daß der Austheilende den Inhalt bis auf die Reige beim Austheilen überſehen kann und der Wein nicht leicht breit ausfließt, alſo die Gefahr der Verſchüttung vermieden wird. Nummer 2 macht es ſchon ſchwierig, den Inhalt zu ſehen, ſobald der Kelch über die Hälfte geleert iſt und beim Austheilen ſtärker geneigt werden muß. Nummer 3 nöthigt den Austheilenden, wenn der Inhalt auf die Reige geht, noch mehr zu kippen, als dieſes bei No. 2 nöthig wird. Nummer 4 läßt wegen des nach außen geſchweiften Randes den Wein leicht ſehr breit und ſchnell ausfließen, ſodaß derſelbe am Munde des Genießenden leicht verſchüttet werden kann. Bei Nummer 5 geräth der Inhalt wegen der größeren Oberfläche bei geringer Tiefe leicht in ſchwankende Bewegung, wobei der Spendende, beſonders wenn er nicht eine ganz ruhige, ſichere Hand hat, wiederum in Gefahr kommt, vornehmlich wenn der Kelch friſch gefüllt iſt, etwas von dem Inhalt zu verſchütten.

Zu dem Altargeräthe gehören weiter die A l t a r l e u c h t e r. Auch dieſe ſollten nach kirchlichen Muſtern gearbeitet ſein, und es iſt darauf zu ſehen, daß die Leuchter oben, wo der Fuß der Kerze aufliegt, mit genügend großen Leuchterschalen verſehen ſein, damit nicht bei vorkommenden Abtropfen des Wachſes die Altardecken zu Schaden kommen. Auch ſollte man die Leuchter für den Altar nicht ſo klein wählen, wie man ſie wohl auf dem Tiſch eines Schlafzimmers findet, ſondern ſo, daß ſie einigermaßen zu dem Crucifix paſſen, das, ſie um etwas überragend, zwiſchen ihnen ſeine Stelle findet.

Das C r u c i f i x, ein Kreuz mit dem Bild des gekreuzigten Heilandes, bildet das Mittelſtück des Altargeräthes. Es ſollte aus Holz oder Metall, Silber oder überſilbertem anderem Metall, nicht aus leicht zerbrechlichen Stoffen wie Glas, Porzellan oder gar Gips verfertigt ſein, und die Chriſtusfigur ſollte ein edles Bild ſein mit wohlgeformten Gliedern und edlem Haupt und Angeſicht. Es iſt deſhalb auch nicht jedermanns Ding, ein Crucifix für den Altar auszuſuchen; es gehört dazu einiger Sinn und einiges Verſtändnis für kirchliche Kunſt. Uebrigens findet man mancherorts das Crucifix in den Altaraufſatz hineingebaut, und wo dieſer Fall iſt, wird man nicht noch ein frei ſtehendes Crucifix auf den Altar ſtellen. G.

(Schluß folgt.)

**Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.**

(Aus und nach der Erzählung Konrad Weiser und ſein Geſchlecht in Nordamerika. Von Guſtav Schwab.)

Die Deuſchen waren von jeher zu Wanderungen geneigt. Sie ſind von Oſten gekommen und nach Weſten gezogen. Schon da ſie im jetzigen Deuſchland feſte Wohnſitze eingenommen hatten, ergoſſen ſich

doch ihre Stämme von Zeit zu Zeit in die umliegenden Länder, und ſelbſt das Meer ſetzte ihnen keine Schranke. England, das Land der Angeln, wurde im ſechſten Jahrhundert nach Chriſto von den Angelfachſen, einem germaniſchen Stamme, unter ihren Heerführern Hengiſt und Horſa beſetzt. Und konnten dieſe vor einem Jahrtauſend ſchon mit den damaligen dürftigen Kenntniſſen von der Seefahrt ſolches unternehmen, was Wunder, wenn ihre Nachkommen nun, in feſteren Schiffen und von der Nadel des Kompaſſes geleitet, auch das atlantiſche Meer zu überſchreiten wagen? Das aber thun ſie nicht, wie mancher denken mag, erſt ſeit 20 oder 30 Jahren, ſondern das thaten ſie ſchon vor zwei Jahrhunderten; denn nicht bloß von Holland und England, ſondern auch von Deuſchland her hat Nordamerika ſeine erſte europäiſche Bevölkerung erhalten. Aber darin unterſcheiden ſich dieſe Wanderzüge von jenen in der grauen Vorzeit unternommenen, daß dazumal die Auswanderung ſo zu ſagen eine Staats- oder Volksangelegenheit war. Wenn nämlich unſeren Ahnen ihre Grenzen zu enge werden wollten, da trat Einer, ein Fürſtenſohn oder Kriegsheld oder ſonſt erprobter Mann, an die Spitze, dem ſchloß ſich die wanderluſtige Jugend an, und wo ſie nun den Ort ihres Bleibens fand, dahin verpflanzte ſie die vaterländiſchen Sitten und Geſetze unter der Obhut des Führers, der die Schaaren zuſammenhielt und regierte. Jetzt dagegen ziehen die Auswanderer, und wenn ihrer im ganzen auch noch ſo große Mengen ſind, doch vereinzelt dahin, ſie denken nicht daran, ſich irgendwem zu unterordnen, verlaſſen doch viele eben deſhalb die alte Heimath, weil ſie ihre „eigenen Herren“ ſein wollen. Darum verirrt auch der große Strom der Aus- oder vielmehr Einwanderung auf dem unermeflichen Gebiete Nordamerikas in kleine Bächlein; die armen Wanderer nehmen das Vaterland nicht mit. Einſichtsvolle Männer haben vor ſolcher Zerſplitterung gewarnt und verſucht, die Auswanderung zu leiten oder, wie man ſagt, zu organiſiren, Vereine haben ſich zu dieſem Zwecke gebildet; noch aber iſt die Sache nur in einzelnen Fällen gelungen.

Von einer Auswanderung in größerer Maſſe berichtet nun die oben angeführte Erzählung, aus der wir unſern Leſern einiges, was ſie beſonders anziehen mag, mittheilen wollen.

Es war nach dem ſtrengen Winter des Jahres 1790, in welchem durch ganz Deuſchland die Fruchtbäume von der Kälte zerſprangen, der Vogel in der Luſt und das Wild in den Wäldern erſtor, daß zahlreiche Schaaren von deuiſchen Katholiken und Proteſtanten, Hungernde und Satte, Fromme und Abenteuerer, Schiff um Schiff den Rhein hinunter durch Holland und über den Kanal geſchwommen kamen, und zuletzt im Frühjahr auf der Schwarzehaide (Black hill) vor London zum Schrecken der Engländer, über 32,000 an der Zahl, ſich lagerten. Die Königin Anna hatte nämlich eine Einladung in alle Welt ergehen und allen Anſiedlern für ihre Kolonien in Amerika freie Ueberfahrt und gutes Land umſonſt verkündigen laſſen. Aber ſie hatte nur auf einige Schiffsladungen gerechnet; jene Schaaren dagegen ſchienen ihr und ihren Rätthen das eigene Land drüben zu bedrohen; denn in ganz Pennſylvanien, wohin jene trachteten, lebten damals kaum 8000 Menſchen; auch waren nicht Schiffe genug da zur Ueberfahrt. So wurden nun jene Machtſtaufen mit feſten Worten zurückgewieſen. Ohne Brot, ohne Freunde, im fremden Lande unverſtanden, zogen die Männer bettelnd in London umher, Weiber und Kinder lagen hungernd und nackend unter

den Zelthütten der Haide. Gute Leute brachten wohl Speisen und Decken herbei, aber es gab wohl auch Gefühllose genug, die sich mit Hohn und Gelächter an dem Elende der Fremden weideten.

Zu der Zeit waren aber auch fünf Indianerhäuptlinge aus dem Stamme der Mohawks (Mohitans), im jetzigen Staate New York, mit andern Abgeordneten nach London gesandt worden, um Hilfe gegen die französischen Kanadier von der Königin von England zu erheben. Die kamen auch auf die Schwarzenhaide hinaus, und als sie die Leiden der armen Heimatlosen sahen und hörten, daß sie nichts weiter begehrten als Land in Amerika, da luden sie dieselben zu sich ein und machten der Königin Anna für diese Deutschen eine Schenkung von reichen Jagdgründen jenseits des Oceans am Schohariefluß im Staate New York. Aber was half das den Verschmachtenden von London? Der Winter kam wieder; die Katholiken, vierthalbtausend an der Zahl, wurden unbarmherzig an den holländischen Küsten und den Hansestädten ausgehakt; 1600 andere Auswanderer schickte man fort, die rauhen Scillyinseln an der Küste von Kornwallis anzubauen; aber die Einwohner wollten ihre Armuth nicht mit den Deutschen theilen und stießen sie zurück. Zweitausend andere sollten die Bergwerke in Sunderland bearbeiten; sie kamen aber nach vielem Elend auch nach Deutschland heim, eintausend siedelte man auf den Wüsteneien der Grafschaft Fimberik in Irland an; sie heißen dort noch die Palatiner oder Pfälzer. Von den übrigen 21,000 kam die Hälfte in England oder auf der See um, oder sie fanden ein Asyl auf den britischen Inseln. Die andere Hälfte, 10 oder 11,000, wurde im Sommer 1710 von der englischen Regierung nach Amerika gebracht, dort aber wohlweislich durch alle Provinzen zerstreut.

Unsere Erzählung beschreibt nun die ferneren Schicksale von einem Theile der letzten Hälfte, nämlich von 150 Familien, welche am Schoharie bei den Mohawks feste Wohnplätze fanden. Einer der einflussreichsten Männer unter diesen war der Prediger Konrad Weiser, mit dessen Lebensgange wir hier bekannt gemacht werden. Wir müssen das alles übergehen und erwähnen nur, wie dieser R. Weiser Veranlassung wurde, daß die Ausgewanderten wieder mit dem Mutterlande in Verbindung traten, wie sich seit 1730 ein Briefwechsel mit den theologischen Fakultäten zu Halle und Tübingen, mit Schweden, Holland und dem Rheine, anknüpfte, und wie Abgeordnete aus Nordamerika in alle diesen Ländern insbesondere um die Abordnung von lutherischen Predigern baten, deren dann auch eine Anzahl älterer und jüngerer Männer hinüberzogen, um ihren Landsleuten jenseits des Meeres zu dienen.

Das Verhältnis der Eingewanderten zu den Eingeborenen war aber nicht immer so friedlich, wie es oben geschildert ist. Nicht selten brachen zwischen ihnen und den Indianern blutige Kriege aus. Ein derartiges Ereignis, auf welches die Ueberschrift sich bezieht, wollen wir hier noch erzählen.

„Zu Neu-Hannover in Pennsylvania lebte ein Mann, Namens Friedrich Reichelsdorfer, mit zwei erwachsenen Töchtern. Derselbe hatte später auch ein abgelegenes Stück Land gekauft, auf welchem er sich zu Zeiten, wenn es die Feldarbeit erforderte, aufhielt. Während des betrübten Krieges mit den Wilden war er mit seinen zwei Töchtern einmal zum Ausdreschen des Weizens wieder auf sein einsames Gut gegangen, wo sie im Monat März an einem Freitag Abend fertig wurden und fröhlicher Dinge waren. Der Wagen war geladen und sollte am andern Morgen abfahren.

Da wurde, sie wußten nicht warum, den zwei Kindern bange ums Herz. Sie sagten zum Vater, es wäre ihnen so traurig zu Muth, als ob sie bald sterben sollten, und verlangten das Lied der frommen Gräfin Ludamilie Elisabeth von Schwarzburg-Rudolstadt zu singen:

Wer weiß, wie nahe mir mein Ende,  
Hin geht die Zeit, her kommt der Tod.  
Ach wie geschwinde und behende  
kann kommen meine Todesnoth!  
Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut,  
Machs nur mit meinem Ende gut!

Sie sangen es auch mit allen seinen eilf Versen von Anfang bis zu Ende, verrichteten ihr Abendgebet und legten sich zur Ruhe. Samstag früh standen sie auf und hielten ihr Morgengebet. Die Sonne ging lieblich auf, kein Lüftchen mehr, alles war still. Der Vater, der in früheren Zeiten wenig Unterricht im Christentum empfangen, aber ein aufrichtig und lernbegierig Gemüth war, Gottes Wort gern hörte und von seinen Töchtern, die der treffliche Heinrich Melchior Mühlenberg unterrichtet und confirmirt hatte, ein und das andere Kerngebet erlernt hatte, geht getrost aufs Feld, seine Pferde zu suchen, um den Wagen zu spannen. Wie er bei einem Baume still hält und nach seinen Pferden ausschaut, siehe, da erblickt er zwei Indianer, die mit gezogenen Büchsen wie Hirsche auf ihn zuspringen. Da fällt ihm das Gebet ein: „Herr Jesu, dir leb ich; Herr Jesu, dir sterb ich!“ Bei diesem Rufe stugten die Indianer, wie ein Bär, der einen Schuß bekommt, und erhoben ein Brüllen. Den Mann aber beflügelte sein Gebet zur raschen Flucht in den Wald und zur nächsten Deutschenwohnung. Aber auch da vernahm er ein Zetergeschrei und sah, ungelesen, wie ein Haufe Indianer im Schlachten zweier Familien begriffen war. Da fielen ihm erst seine Kinder ein, und er lief in Todesangst der Heimat zu. Hier steht er schon von ferne Haus, Scheuer und Stallung in Flammen, die Gluth über die höchsten Bäume emporswirbeln, er hört das lebendig verbrennende Vieh durcheinander schreien. Bis er deutsche Nachbarn zusammenzieht, ist alles verbrannt, die Indianer sind fort. Seine älteste Tochter war mitverbrannt, die zweite von oben bis unten mit dem Beile zerhackt, scalpirt, sterbend. Sie erzählt noch, wie alles gekommen, bittet den Vater, sich zum Abschiedskusse auf sie zu neigen und verscheidet in seiner Umarmung.“

## Heiden und Heidenchristen.

C h i n a.

(Schluß.)

Die Ersten, die dem Kaiserreich China das Evangelium nahe brachten, waren die Katholiken. Vor mehr denn 300 Jahren creits kamen die ersten römisch-katholischen Missionare dahin. Sie kleideten und gerbeteten sich wie chinesische Götzenpriester, all ihrem Thun und Wirken gaben sie einen chinesischen Anstrich, überall suchten sie an heidnische Bräuche anzuknüpfen. Es war möglich, daß Einer getauft sein konnte und wußte gar nichts davon. Besonders hatten sie es auf die Kinder abgesehen. Es ist nicht bloß etwas Altes, was inzwischen abgethan worden wäre, es ist etwas aus dem Jahre 1853, daß ein katholischer Missionar berichtete, wie es bei Tausen zugegangen. Wird ein Kind krank, so wird in die Apotheke geschickt, die ein Missionar hält; der Missionar macht zugleich den Arzt

und kommt, und sobald er Gefahr merkt, nimmt er unvermerkt einen Schwamm mit reinem Wasser und tauft heimlich das Kind, ohne daß Jemand nur etwas davon weiß. Die Mutter meint, das Kind empfangt Arznei, und das Kind ist getauft und wird dann als Christ in dem katholischen Verzeichnisse aufgeführt. Bei solcher Weise ist es nicht zu verwundern, wenn die katholischen Christen in China nach Hunderttausenden zählen.

Dazu kam, daß die katholischen Missionare sich bald über ihren Beruf hinaus in Staatshandel eindrängten. Sie begannen Ränke, es kam selbst zu Verschwörungen. Die Folge davon waren grausame Christenverfolgungen und zuletzt das Verbot, das Christentum in China zu predigen. Auf die Taufe eines Chinesen wurde Todesstrafe gesetzt und erst die neuesten Vorgänge haben diese strengen Gesetze gegen das Christentum aufgehoben.

So zählt die katholische Kirche in China noch heutzutage große und zahlreiche Gemeinden, und es mag ja wohl sein, daß auch da und dort eine Seele aufrichtig ihr Seelenheil schaffen mag; aber im Ganzen und Großen ist die katholische Mission ein unreines Gemenge von Christentum, Heidentum und Politik, und hat wenig des Herrn Wort bedacht: Prediget das Evangelium, d. i. die Botschaft von Jesu Christo, dem Heiland der Sünder, und sonst Nichts!

Wenden wir uns darum von der katholischen Mission nunmehr zur evangelischen Missionarbeit; und da sind es sonderlich zwei Männer, deren Wirksamkeit wir betrachten müssen; der Eine ist ein Engländer, der Andere ein Preuße.

Es ist bereits mehr denn 60 Jahre, da sah man auf einer Bücherammlung in London täglich einen jungen Menschen, der eifrig in einem Haufen von seltsamen Papieren und Büchern las. Auf die Frage, was er denn da thue, antwortete er, er suche die chinesische Sprache zu erlernen, um dereinst einmal die heilige Schrift in dieselbe zu übersetzen. Das war ein schlichter Handwerkersohn aus England, Namens Robert Morrison. Und als dieser junge Mensch nun unterrichtet und ausgerüstet war und sich eben einschiffen wollte, um von England nach China zu fahren, trat zu ihm ein Mann und fragte spöttisch: „Also Ihr hoffet die Chinesen zu befehren?“ Darauf entgegnete der Missionar: „Mein, das hoffe ich nicht, aber ich glaube, Gott wird es thun.“ Morrison's Hauptaufgabe war die chinesische Sprache, und wie viel gehörte doch dazu, um diese Sprache zu lernen. Es ist jede Sprache schwierig, wenn sie gründlich gelernt werden soll, zumal wenn jemand in einer fremden Sprache sprechen oder gar predigen können will, und wer noch gar keine fremde Sprache versteht, hat noch keine Ahnung davon, wie viel Mühe und Arbeit und Zeit dazu gehört; aber die allerschwierigste Sprache, wohl der ganzen Welt, ist doch die chinesische Sprache. Wir Deutschen haben 25 Zeichen oder Buchstaben; die Chinesen haben etwa 30—40,000 Zeichen, von denen zwar viele nur selten vorkommen, immer aber bleiben noch 4—6000 Zeichen übrig, die man verstehen muß. Und wie schwer geht es mit der Aussprache, jeder Ton giebt einen anderen Sinn, ein Wort kann auf achterlei Weise ausgesprochen werden und hat immer einen anderen Sinn. Dazu kommt, daß man erst chinesisch denken lernen muß, ehe man chinesisch sprechen kann. Ich könnte euch einen ganzen Satz vorsagen, Wort für Wort ins Deutsche übersetzt, und ihr würdet doch keinen Sinn herausbringen. So verschieden ist die chinesische Sprache, diese wunderlichste, schwierigste und verbreitetste aller Spra-

chen der Welt, die zu erlernen eine Riesenarbeit erfordert.

Morrison kam im September 1807 in China an und suchte nun dort zunächst in der Stille sich für seinen Beruf vorzubereiten. Mit Hilfe Eingeborener suchte er die chinesische Sprache sich noch gründlicher anzueignen, vor Allem aber begann er auch die heilige Schrift in die Landessprache zu übersetzen. Nach sieben Jahren war das Neue Testament vollständig in das Chinesische übersetzt, und als abermal fünf Jahre vorüber waren, konnte auch das Alte Testament dem Drucke übergeben werden; auch war ein chinesisches Wörterbuch nebst einer Anzahl kleinerer Erbauungsbücher übersetzt. Damit war nun im Jahre 1819 ein großes Stück Arbeit geschehen.

Daneben versäumte es Morrison auch nicht, den guten Samen, wo er konnte, nach Kräften auszustreuen. Er predigte, wo er es thun konnte, ohne allzusehr aufzufallen — denn immer noch stand ja die Todesstrafe auf einer Befehlung zu Christo. Und nach siebenjähriger Arbeit hatte Morrison die Freude, den Erstling Chinas zu taufen, und bald sammelte sich unter steter Todesgefahr ein Häuflein Bekehrter, die das Wort des Lebens aus dem Munde Morrisons vernehmen wollten. Ein kleines Gemeindlein neben der Uebersetzung der Bibel war die Frucht der Missionsarbeit Morrisons, der am 11. Oktober 1834 zu seines Herrn Freude einging. Damit ging die erste Zeit evangelischer Missionsarbeit in China zu Ende, es war eine Zeit stiller Vorbereitung, wo alles nur erst unter steter Todesgefahr angebahnt werden konnte.

Aber bereits war der Mann vorhanden, mit dem die Mission Chinas sich weiter ausbreiten sollte — dem Engländer, von dem wir bisher gehört, folgte nunmehr ein Deutscher; sein Name war Karl Gützlaff. Er war von Geburt ein Preuße, der Sohn armer Eltern; bereits hatte er als Hürtlergeselle gearbeitet, nachher kam er durch Vermittlung des Königs von Preußen in das Missionshaus zu Berlin, dort wurde er zum Missionsdienst unterwiesen und vorbereitet. Nach längerer Vorbereitung theils in der Heimat, theils in verschiedenen Gegenden Asiens selber, unternahm Gützlaff seine erste Missionsreise in das Innere Chinas. Als Arzt des Leibes wollte er dem Volke nahe treten, um dann, so viel Gott es gebe, auch als Arzt der Seele Eingang zu finden. Und Gützlaff war ganz der Mann, um bei den Chinesen sich Eingang zu verschaffen. Er redete das Chinesische wie seine Muttersprache, er kleidete sich wie ein Chinese, er führte selbst einen chinesischen Namen, und die ihn gesehen, versichern, daß selbst seine Gesichtszüge den chinesischen Ausdruck hatten. So hatte Gott ihn bestimmt zur Missionsarbeit in China. Gützlaff machte verschiedene Reisen in das Innere des Landes und fand eine viel bessere Aufnahme, als er erwartet hatte. Als Arzt fand er überall Vertrauen, von allen Seiten kam man ihm entgegen und suchte seine Hilfe, auch die kleineren Schriften, die er austheilte, wurden gerne angenommen; aber wenn er predigen wollte, hatte er viel über Stumpfsinn und Gleichgültigkeit zu klagen. Es geht den armen Chinesen, schrieb er, wie allen Eigengerechten, wie jedem natürlichen Menschen. Er läßt sich allenfalls gefallen, eine Rede über Gottes Eigenschaften, gegen Gößen und Gößendienste zu hören; aber kaum spricht man vom Kreuz Christi, von Sünde und Sündenvergebung, so suchen die Chinesen von dem Gegenstand abzubrechen. Schon gut, sagen sie wohl; Jesus war euer Landsmann, wie Confucius der unserige ist; beide haben eine Religion für ihre Landsleute

gemacht, und jede ist für diese. Gleichwohl fuhr Gützlaff in seiner Thätigkeit für China unermüdet fort. Er verbreitete Bibeln und andere christliche Schriften, er unterrichtete einzelne Chinesen, die zum Unterricht sich einstellten, er nahm sich der Kranken und Verlassenen an und unterstützte sie leiblich und, so viel es möglich war, geistlich, insonderheit nahm er sich auch der Kinder an, errichtete Schulen für dieselben und Waisenhäuser für solche, die ausgezogen worden waren, und gar manche Frucht seiner Arbeit durfte er bereits sehen.

Da brach im Jahr 1839 ein Krieg zwischen China und England aus, der alle Missionsarbeit mit einem Mal zu zerstören schien. Es war ein Krieg voll Schmach für das englische Christenvolk, der aber durch Gottes Gnade noch zum Besten der Missions Sache gelenkt wurde. Dieser Krieg hieß der Opiumkrieg. Ihr erinnert euch ja, was für ein Gift das Opium ist. Und wer hat den Chinesen dies verführerische Gift gebracht? Das haben die Christen gethan, das haben die Engländer gethan, die ihres Christentums so gerne sich rühmen — das haben sie gethan aus schönem Eigennutz, aus schändlicher Gewinnsucht. Zuerst haben sie das Opium eingeführt und Millionen damit gewonnen, und als der Opiumhandel verboten wurde, haben sie es heimlich gethan und mit dem Opiumhandel das Land ruiniert. Der Kaiser von China erkannte, was seine Regentspflicht sei. Er faßte einen kühnen Entschluß und gab den Befehl, es sollte alles Opium, das sich finde, ins Meer geschüttet werden. So wurde im März 1839 für etwa 12 Millionen Thaler Opium an einem Tage im ganzen Reiche zerstört. Als England, das Christenvolk, davon hörte, erklärte es den Krieg gegen China. Dieser Opiumkrieg war für den Christennamen eine Schmach, davon es recht galt: Um eurethalben wird Gottes gelästert unter den Heiden, und alle Christen, sonderlich alle Freunde der Mission, fühlten es tief, wie schwer damit die Missionsarbeit in China gefährdet sei. Aber es ging wieder einmal in Erfüllung, was geschrieben steht: Ihr gedachtet böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen. Als im Jahr 1842 Friede geschlossen wurde, mußten außer manch anderen Demüthigungen die Chinesen auch fünf Hafenstädte dem Handelsverkehr eröffnen. Die Fremden hatten damit wenigstens in einem kleinen Theil Chinas Zutritt gewonnen. Das war des Handels halber geschehen, aber wer wollte es nun den Missionaren wehren, daß auch sie ihre Arbeit wieder aufnahmen? Durch den Vertrag von Nanjing im Jahre 1842 wurde dem Evangelium wenigstens in fünf Städten Chinas der Zutritt eröffnet.

Gützlaff benutzte sofort die errungene Erlaubnis und faßte den kühnen Plan, China durch das Evangelium zu erobern und zwar durch Chinesen. Er gründete zu dem Ende einen Verein, der es sich zur Aufgabe setzte, China durch Chinesen zu bekehren. Wo er unter seinen Bekehrten Leute fand, die dazu fähiger waren, die unterwies er eingehender, und hatten sie seine Schule durchgemacht, gab er ihnen Bibeln und andere Schriften mit und ließ sie in das Innere des Landes gehen. War einige Zeit vorüber, so mußten sie wieder kommen und Bericht abflatten, und in der Regel brachten sie einen oder etliche Chinesen mit, die getauft werden wollten. Das war ein guter Plan, der manche gute Frucht brachte, wenn auch manche Betrüger sich mit dabei einschlichen. Gützlaff hatte die Freude, in China viel Gutes zu wirken und durch Reisen, die er deshalb nach Europa machte, auch dort die Herzen und

Augen der Christen nach China zu lenken. Er starb nach treuer Arbeit am 8. August 1851.

Mittlerweile waren aber von allen Seiten Missionare in China angekommen; aus Deutschland wie aus England und Amerika wurde die Missionsarbeit in China in Angriff genommen. Gegenwärtig sind mehr denn 300 evangelische Missionare in China, Tausende von Chinesen sind bereits getauft, eine große Zahl von Kindern wird unterrichtet. Es geht langsam vorwärts, es geht unter unsäglichen Schwierigkeiten vorwärts; aber es geht eben doch vorwärts.

Im Jahr 1856 brach auf neue Krieg zwischen den Chinesen einerseits und den Engländern und Franzosen andererseits aus; es war wiederum ein Krieg, des ein Christenvolk sich schämen sollte. Aber Gott der Herr hat es abermals zum Besten Seines Reiches gelenkt. Im Vertrag von 1858, der dem Krieg ein Ende machte, wurde China den Europäern eröffnet, dem Christentum der Zutritt in China aufgethan und die Todesstrafe, die bisher auf den Ueberschritt zum Christentum gesetzt war, aufgehoben. Mit dem Jahr 1858 steht China offen, und die Missionare benützen treulich diese Erlaubnis, China mit dem Evangelio zu erfüllen.

### Kürzere Nachrichten.

— In einer Besprechung des heute auch von uns angezeigten Bildes „Das Religionsgespräch zu Marburg“ läßt sich der „Lutheran Observer“ folgendermaßen aus: „Es ist eine lebendige Darstellung eines denkwürdigen Ereignisses in der Geschichte der Reformation, eines, das immer ein Gefühl des Bedauerns mit sich führen wird, begleitet von dem betrübten Gedanken, daß menschliche Schwachheit und ein Mangel an breiter christlicher Liebe unter Brüdern daran schuld war, daß die Leiter der Reformation getrennt wurden und die protestantische Kirche getheilt. Der unduldsame Geist und die intellectuellen Gewohnheiten des Zeitalters waren der Ausübung der Liebe und Duldsamkeit ungünstig.“

Das ist uns ein schöner „lutherischer Observer“, der eine der größten Glaubensthaten des Gottesmannes Luther, ein Verhalten, dem es zu verdanken ist, daß es eine lutherische Kirche des reinen Bekenntnisses giebt, als eine beklagenswerthe Ausgeburt einer unduldsamen Zeit, eine Folge menschlicher Schwachheit und eines Mangels an breiter christlicher Liebe hinstellt! Gewiß, der Oberverschreiber hätte anders gehandelt, und wenn es auf ihn und seinesgleichen ankäme, so gäbe es auch hier in Amerika keine treulutherische Kirche. „Sein Vaterland muß größer sein.“

Daß aber Luther von Herzen gerne bereit war, eine dargereichte Bruderhand mit Herzlichkeit zu ergreifen und keineswegs von fleischlicher Unduldsamkeit befeelt, vielmehr an einer auf dem Grunde der Wahrheit sich aufbauende und zusammenschließende Union als das fröhlichste Ereignis seines Lebens begrüßte, hat er gezeigt in den Tagen vom 21. bis 29. Mai des Jahres 1536, in welchen die sogenannte „Wittenberger Concordie“ zu Stande kam, die sächsischen Theologen einerseits und die oberdeutschen Theologen, die es früher mit Zwingli gehalten hatten, andererseits, in Wittenberg versammelt, einander als Glaubensbrüder anerkannten. Im Mai dieses Jahres werden 350 Jahre verflossen sein, seit jenes wichtige und lehrreiche Einigungswerk sich vollzogen hat, und Herr Dr. Walther bringt im „Lutheraner“ den Gedanken an eine kirchliche Jubel-

feier zur Erinnerung an jenes Begebnis aus der Geschichte unserer Kirche in Anregung. Gewiß könnte sich ein solches Jubelfest zu einem höchst segensreichen Tag gestalten für alle Lutheraner, die denselben mit andächtiger Betrachtung dessen, was rechte, gottgefällige kirchliche Einigkeit ist, begehen würden.

— Vor achtzehn Jahren wurde in der Stadt New York eine Sonntagschule für Chinesen gegründet. Das war der Anfang eines Missionswerkes, das im Laufe der Zeit einen bedeutenden Umfang angenommen hat; denn gegenwärtig besuchen zwischen 4000 und 5000 Chinesen die Sonntagschulen der genannten Stadt.

— In San Francisco bekennen sich gegen 200 Chinesen zum christlichen Glauben; auch die christliche Chinesengemeinde in Oakland ist in stetem Wachsen begriffen. Zur Presbyterianerkirche, die mit der Mission unter diesem Volk am meisten Erfolg gehabt hat, gehören Chinesengemeinden in Los Angeles, Placerville, Sacramento City, Napa, San Rafael, Alameda, Anaheim und anderen Orten.

— An Stelle des verstorbenen Kardinals McCloskey hat der Papst den Erzbischof Gibbons von Baltimore zum Kardinal ernannt.

— In dem schlesischen Städtchen Röhren, wo der lutherische Liederdichter Joh. Hermann Prediger gemein ist, will man anlässlich des im vorigen Jahre eingetretenen dreihundertjährigen Geburtstags Heermanns eine Kirche bauen, und zwar aus dem Ergebnis einer Pfenningcollekte. Bis jetzt sind ohngefähr 400,000 Pfennige eingegangen.

### Büchertisch.

Alle an dieser Stelle empfohlenen Bücher u. können durch unsere Synodalsbuchhandlung bezogen werden.

**Madagaskar.** Eine Missionskirche der Neuzeit. Von August Emil Frey, Ev.-luth. Pastor zu St. Markus, Brooklyn, N. Y. Allentown, Pa. Brobst, Diehl & Co. 1886.

176 Seiten, Leinwandband mit Goldtitel. Preis 35 Cts.

Den früher erschienenen fünf Bändchen der „Missionsbibliothek für Jung und Alt“ reiht sich das gegenwärtige als sechstes an. Es enthält die Kirchengeschichte eines Volkes; dem in vollem Glanz die Sonne des Evangeliums erst in unserm Jahrhundert aufgegangen ist, und das in dieser Zeit nach Tagen thränenreicher Saat und Jahren blutiger Verfolgungstürme ein gesegnetes Erntefeld geworden ist, dem aber, wie es den Anschein hat, neue Stürme drohend den Horizont umziehen. Nach den besten Quellen gearbeitet ist diese Darstellung für das Volk berechnet, und es wäre zu wünschen, daß „Jung und Alt“, anstatt mit mancherlei ungesunder Kost sich Geschmack und Appetit zu verderben, nach Schriften, wie sie diese Missionsbibliothek bietet, greifen möchten. G.

„Das ist mein Leib.“ Das Religionsgespräch zu Marburg vom 1.—3. Oktober 1529. Von August Noack. — Germania Printing House. Reading, Pa.

Preis \$1.00.

Unter den prächtigen Holzschnittbildern, welche die Festnummer der Leipziger Illustrierten Zeitung zu Luthers vierhundertjährigem Geburtstag im Jahre

1883 brachte, war auch diese Nachbildung des großen Cartons von August Noack „Das Religionsgespräch zu Marburg 1529“. Das Bild versetzt uns in das Wohnzimmer des Landgrafen Philipp von Hessen im östlichen Flügel des Schlosses zu Marburg, wo in den ersten Tagen des Oktober 1529 der Landgraf mit vielen Gästen von nah und fern dem hochwichtigen Religionsgespräch zwischen den Sachsen und den Schweizern, besonders zwischen Luther und Zwingli, das auf seine Veranstaltung stattfand, beimohnte. An diesem Bild wie an dem Ereignis, das es darstellt, kann ein rechter Lutheraner eine rechte Freude haben insofern, als in den Tagen von Marburg unser Doctor Luther die Majestät des göttlichen Wortes, die er dem Papsttum gegenüber unverkürzt zur Geltung gebracht hatte, auch solchen gegenüber behauptete, die ebenfalls gegen das Papsttum in den Schranken standen, und mit denen er so gerne Schulter an Schulter gekämpft hätte, gegen die er aber selber wieder Stücke der göttlichen Wahrheit verteidigen mußte. Luther ist hier dargestellt, wie er im Einzelkampf mit Zwingli den Finger auf das Wörtlein „ist“ aus den Abendmahlsworten legt, das er — übrigens nicht, wie hier, auf die Tischdecke, sondern, nachdem er die Decke zurückgeschlagen hatte — auf die Tischplatte geschrieben hatte, um es nicht aus den Augen und aus dem Sinn zu lassen. Gott erhalte uns auch bei solchem Festhalten an jedem, auch dem kleinsten Stück des Wortes der Wahrheit! G.

### Ordination.

Beauftragt von dem Ehrw. Herrn Synodalpräsidenten ordinierte der Unterzeichnete am 4. Sonntag nach Epiphania, den 31. Januar 1886, Herrn Kand. Tim. Sauer in der Gemeinde zu Elkhorn, Walworth Co., Wis. Diese Gemeinde hatte Herrn Kand. Sauer, der seine Ausbildung zum heil. Predigtamt in unserem theologischen Seminar zu Milwaukee erhalten und die Prüfung für die Reise zur Uebernahme des Pfarramtes bestanden hatte, einstimmig zu ihrem Seelsorger ermählt und berufen.

Der Herr wolle diesen Seinen Diener ausrüsten mit Kraft aus der Höhe, und dessen Arbeit mit reichem Segen krönen! E. Noß.

Adresse: Rev. Tim. J. Sauer,  
Box 259,  
Elkhorn, Walworth Co., Wis.

### Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XXI: Die Herren Burmeister 2.10; Buchda 1.05.  
Jahrg. XIX, XX: P Henjel 5.90, 8.05.  
Jahrg. XX, XXI: P Th J Köhler 6.30.  
Jahrg. XXII, XXIII: P C Strafen 2.10.

Th. Jäkel.

Für das Seminar: P Strube \$19.50; P Brenner, von Witwe Melcher, F Dames, R Jäger, J Küster je \$5; J Säger, F Strache je \$2; W Dieß \$1, Summa \$25. P Hartwig, Collecte in Juneau \$3.85.

Für die Anstalten: P Bading, Hauscoll. der St. Joh.-Gem.: Frau W Rüttemeyer \$5, Frau N. N. \$5, H Mau \$5, Chr Schufnecht \$5, V Hafemeister \$3, Aug. H. \$3, W Schmeling, F Laverenz, Chr Gernand je \$2, J Storm, A Hoppe, L Limberger, J H Müller, A Pautsch, A Heller, Frau

Balk, F Dröse, F Markgraf, J Steuvert, A Rades, R Meigel, G Neumüller je \$1, A Klug 50 Cts., Summa \$45. (Fortsetzung folgt.) P Eugenheim, v. d. Gem. zu Prairiefarm und Sumner \$2.50.

Th. Jäkel.

Für arme Schüler erhalten: Durch P Popp, von der Gem. in Green Bay \$10; P Bergholz \$1; P Rommensen, ges. bei Katerme auf der Hochzeit des R Unzelmann mit Wilhelmine Schröder für einen armen Studenten \$4; P Hartwig, ges. auf der Hochzeit des A Nickels mit Louise Werfonske \$4.75.

J. H. Brockmann.

### Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bucherverlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalsbuchhandlung zu den beigelegten Preisen zu haben sind.

#### Dr. Martin Luthers Kleiner Katechismus

mit  
Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

#### A First Course

in

### Composition and Grammar.

By A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

### Amerikanisch-Deutsche Bibel.

Herausgegeben von der Lehrerconferenz der ev.-luth. Synode von Wisconsin.

Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40.

### Amerikanisch-Deutsches Lesebuch.

Teil II.

Für Mittelklassen christlicher Schulen.

Herausgegeben  
von  
A. F. Ernst.

### Amerikanisch-Deutsches Lesebuch.

Teil III.

Für Oberklassen christlicher Schulen.

Herausgegeben  
von  
August F. Ernst.

Preis = = = 80 Cts.

F. Werner, Agent,

436 Broadway, Milwaukee, Wis.

Herr Werner wird Allen, welche biblische Bilder, besonders die bekannten Bilder von Wehle, das Abendmahl von Leonardo, auch gute Zeichenvorlagen für Schulen, Zeichenhefte, Bilderrahmen u. beziehen wollen, aufs beste empfohlen.